

Vorübergehend geschlossen

Ich weiß gar nicht mehr genau, wie es angefangen hat. Ich weiß nur, dass ich mir ein Leben ohne nicht mehr vorstellen kann. Ich bin süchtig nach dem Rausch, dem Schock, dem Schmerz, ich brauche das Gefühl von hundertprozentiger Lebendigkeit – und den Kick der heißen Schokolade danach. Ich spreche natürlich von der eigentümlichen, schrulligen, süchtigmachenden Freude des Eisbadens.

Eisbaden. So nennt man das, wenn das Wasser unter 5 Grad Celcius kalt ist und man mindestens 10 Schwimmzüge schwimmt. Wird man dabei erwischt (denn ja, es fühlt sich immer wie erwischtwerden an, wenn man freiwillig das Unvernünftigste tut, was man in diesem Moment tun kann), ja, also, wird man von einem vorbeikommenden Spaziergänger dabei erwischt, wie man an einem Februarmorgen am Seeufer sein Handtuch ausbreitet, erntet man nur ein Stirnrunzeln, ein Kopfschütteln aus der Daunenkapuze heraus. Es ist einfach nicht *richtig*, es ist gegen die natürliche Ordnung, ein See hat im Winter geschlossen, deshalb liegt ja auch die Eisfläche darauf, bitte gehen Sie weiter, hier gibt es nichts zu sehen.

Ganz anders verhält es sich freilich im Frühling, wenn die Silberreiher sich auf den Nachhauseweg in den Norden gemacht haben, die Schwäne sich auf ihren Brutplatz zurückziehen und die Angler ihre Zelte aufbauen, dann ist es gut und recht, dass die ersten Badegäste das maikühle Wasser heimsuchen. Wartet man nur ein bisschen länger, erfüllt das Summen der Bienen die Luft, wenn man an den Rosenbüschen am Ufer vorbeiläuft, und die Schwäne kehren aus ihrem Versteck zurück und haben zerzausten, graugefiederten Nachwuchs im Schlepptau. Dann kommt der Sommer und es gibt keinen Grund mehr, NICHT baden zu gehen, die Ufer quellen über vor Badegästen, vom Hundestrand hört man Gebell, vom Sandstrand Kindergeschrei. Stand-Up-Paddler überqueren den See, wie Livingston auf der Suche nach der Nilquelle, und ungelente Teenager mit lila Brombeerlippen ziehen sich zum Knutschen in die Büsche zurück. Der Sommer am See ist eine eigene Jahreszeit, eine Einladung, eine Institution, und einzig an einem Regentag bleibt das Ufer still und leer und den Graugänsen überlassen.

Im Winter jedoch ist es, als hätte jemand den See aus der Landschaft ausgeradiert. Nur die Hundebesitzer drehen ihre regelmäßigen Runden um das Ufer, über schlammige, zertretene Pfade, vorbei an dem Kiosk, der von Oktober bis März geschlossen hat, und ein

ungeschriebenes Gesetz besagt, dass das gleiche auch für den See gilt. Er existiert nur noch im Vorbeifahren oder Vorübergehen und scheint ein lebloser, trostloser, Ort zu sein; an den kahlen Rosenbüschen hängen noch ein paar verfaulte Hagebutten und die Wiese, auf der im Sommer die Badegäste lagern, wird winters von Wildschweinen umgepflügt. Genau wie eine Eisbude verliert ein See plötzlich seinen Sinn und Zweck, wenn der Nachtfrost kommt, und all die Freude, die er brachte, weicht dem Novemberblues, Vorweihnachtsstress und der Neujahrmüdigkeit. Das Leben verlagert sich nach innen, wird kantig und eckig, spielt sich zwischen vier Wänden ab. Das silberne Oval des Sees liegt still und wartet.

Ich glaube ja, gerade jetzt freut er sich auf einen Besuch.

Ich trage mein Rad die schlammige Böschung runter, weiche den Brombeerranken aus und gehe zu meiner Lieblingsstelle am See. Es ist eine kleine Öffnung im Gebüsch, ein Fenster zum Wasser. Blesrallen verlassen laut schimpfend das Schilf und die eleganten Gänsesäger lassen sich in die Mitte des Sees treiben, als ich ans Ufer trete. Am gegenüberliegenden Ufer sieht es aus, als hätte jemand weiße Adventskerzen aufgestellt; es sind die Silberreiherr, die in der Hoffnung auf Beute reglos ausharren. Der Himmel hängt schwer und grau über allem, während das Wasser glänzt, als wäre es aus Silber gegossen; der See strahlt inmitten der Wintertrübnis eine vornehme Würde aus, wie eine alte Frau, die ihren Goldschmuck anlegt, bevor sie einkaufen geht.

Mein Auftreten ist weniger würdevoll. Ich ziehe hastig meine Fleecejacke aus, mein Tshirt, meine Radhose, hänge alles über den Fahrradlenker.

Drei Schneeflocken tanzen in der Luft und schmelzen, als sie die Wasseroberfläche berühren. Es ist windstill, und als ich meinen Fuß ins Wasser setze, geht ein Zittern durch den See, kleine Wellen eilen vor mir davon, zur Seemitte hin, von wo aus die Gänsesäger mich mit mildem Spott betrachten. Entschlossen setze ich meinen zweiten Fuß ins Wasser, und ab jetzt gibt es nur noch eine Richtung: hinein! Die Eiseskälte hat nur darauf gewartet, ihre stachlige Umarmung nimmt mir den Atmen, mein Herz beginnt so schnell zu schlagen wie die trommelnden Pfoten eines Hasen bei der wilden Flucht übers freie Feld. Das Wasser schwappt mir gegen die Rippen, ich fluche laut, verwünsche den Februar, die Kälte, den Winter, das Wasser, diese völlig verrückte Idee – und lasse mich ins Wasser gleiten. Meine ersten Schwimmzüge sind hektisch, unkontrolliert, hauptsächlich in Bewegung bleiben, doch nach drei, vier Zügen finde ich meinen Atmen wieder und es macht sich eine innere Stille breit, kein Gedanke drängt sich

zwischen mich und die Natur, das Karussell kommt zum Stehen, und ich werde selbst zum Spiegel, zur reflektierenden Oberfläche, eine Eisscholle auf dem Wintersee, ich treibe dahin.

Diese Ruhe währt etwas eine Minuten, dann kommt der Schmerz. Ich kehre um, schwimme mit schnellen Zügen zurück zum Ufer, während mein Körper von tausend spitzen Nadeln gepiesakt wird; Eisschollen tanzen auf den Wellen, und wenn sie zusammenprallen, klingt es wie ein Glockenspiel. Ich kann gar nicht anders, als zu lachen. Was für ein erhebendes Gefühl, dieses Zellenrambazamba, das sich nur noch verstärkt, als meine Haut mit der kalten Luft in Berührung kommt. Hastig versuche ich, mich mit gefühllosen Finger abzutrocknen, und ziehe Socken über, die dicke Daunenjacke, meine Wollmütze, alles ein bisschen verwörscht, mit Ärmeln auf links und umgerollten Sockenrändern. Meine Füße sind taube Eisklumpen, die eine theoretische, aber praktisch nicht erfahrbare Verbindung zwischen meinem Körper und dem Erdboden herstellen. Ich liebe die Kälte, aber noch mehr liebt die Kälte mich; so sehr, dass sie mich nicht mehr loslassen will. Nur ganz langsam und widerwillig kriecht die Wärme in meinen Körper zurück. Zuletzt tauen die Linien meines Gesichtes auf, ich blinzle, um die Schneeflocken von meinen Wimpern zu schütteln, meine Mundwinkel zucken, zittern, und formen schließlich ein wildes Grinsen, das mich bis nach Hause begleitet. Ich weiß nicht mehr genau, wie es mit dem Eisbaden angefangen hat, aber Enden tut es immer genau so.